

Das Elend des Christentums

oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott

von
Joachim Kahl

1. Auflage

Tectum 2014

Verlag C.H. Beck im Internet:
www.beck.de

ISBN 978 3 8288 3365 4

Joachim Kahl



Das Elend des Christentums

Ein Klassiker der Religionskritik in neuer Auflage

Für Helmut Walther –
mit Dank und in Freundschaft

Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.

Kant

Die Kritik der Religion ist die Voraussetzung aller Kritik.

Marx

INHALT

VORWORT VON 2014	9
EINLEITUNG VON 1993	13
EINLEITUNG VON 1968	19
I VON DER UNMÖGLICHKEIT, INHALTLICH EINDEUTIG UND VERBINDLICH ZU BESTIMMEN, WAS CHRISTLICH IST	25
1 Die Realbilanz der Kirchengeschichte: Anarchie im Ethos	26
Die Kirche als Sklavenhalterin	27
Die blutige Verfolgung der Heiden	38
Die blutige Verfolgung der Juden	46
Die blutige Verfolgung der Christen untereinander	54
Die Verteufelung der Sexualität und die Diffamierung der Frauen	63
Mögliche Einwände werden entkräftet	75
2 Die Unerkennbarkeit des historischen Jesus	84
3 Die Realbilanz der Theologiegeschichte: Chaos im Dogma	100
Neues Testament	103
Alte Kirche	106
Mittelalter	107
Reformationszeit	109
Neuzeit	110
Gegenwart	110
II IRRATIONALITÄT ALS LEBENSELEMENT THEOLOGISCHEN DENKENS	117
1 Die beiden Strukturprinzipien der Theologie: Bindung an Autorität und maximaler Inhalt	118

Inhalt

Der Theologiebegriff Rudolf Bultmanns	119
Der Theologiebegriff Gerhard Ebelings	121
2 Das Programm der Entmythologisierung – der romantische Versuch einer Ehrenrettung des christlichen Glaubens	126
Das Verfahren: Wie man missliebige Texte und Begriffe einer «hermeneutischen» Gehirnwäsche unterzieht	128
Das Ergebnis (freundlich formuliert): Viel Lärm um nichts	136
III POSTCHRISTLICHE PERSPEKTIVEN: RELIGIONSFREIHEIT	143
1 Der Begriff der Religionsfreiheit.....	143
2 Trennung von Staat und Kirchen	147
3 Trennung von Universität und Kirchen.....	150
4 Trennung von Schule und Kirchen	152
IV DAS CHRISTLICHE ABENDLAND – IDEOLOGIE UND WIRKLICHKEIT	155
DAS ELENDE GEHT WEITER: NACHWORT VON 1993	161
Religion hier und heute.....	161
Produktiver Umgang mit Religion als kulturellem Erbe.....	163
Vergebliche Rettungsversuche im Weinberg des Herrn	167
Ein moderner Narr in Christo Fragen und Anmerkungen zu Eugen Drewermann.....	174
Leitmotive eines atheistischen Humanismus	182
ANHANG	187
VERZEICHNIS DER ZITIERTEN LITERATUR	189
INTERVIEW MIT DEM AUTOR.....	199
ÜBER DEN AUTOR – VON IHM SELBST (2014)	205
ANMERKUNGEN.....	205

VORWORT VON 2014

Mein Buch DAS ELENDE DES CHRISTENTUMS ODER PLÄDOYER FÜR EINE HUMANITÄT OHNE GOTT ist die Arbeit eines Sechszwanzigjährigen. Alle Vorzüge und Schwächen des Werkes erklären sich aus diesem Umstand. Zuvor hatte ich nur meine theologische Dissertation geschrieben (PHILOSOPHIE UND CHRISTOLOGIE IM DENKEN FRIEDRICH GOGARTENS), die von der theologischen Fakultät der Philipps Universität Marburg nach langer Prüfungszeit angenommen wurde. Im Juni 1967 bestand ich das Rigorosum. Wenige Tage nach Empfang des Doktordiploms trat ich in Köln, meinem ersten Wohnsitz, aus der Evangelischen Kirche des Rheinlandes aus.

Obwohl ich dazu nicht verpflichtet war, teilte ich diesen ungewöhnlichen Schritt meinem Doktorvater, Prof. Dr. Hans Graß, in einem höflichen Schreiben mit und kündigte ihm auch das baldige Erscheinen eines Buches an, in dem ich meine Gründe dafür darlegen würde. Dass ihn das alles kränken und enttäuschen würde, war abzusehen und tat mir auch Leid. Hatte er mir doch gesprächsweise die Perspektive einer Habilitation angedeutet. Aber aus Gründen der Klugheit, der Vernunft und des Gewissens konnte ich nicht anders handeln, als ich gehandelt habe. Daraus wird mir bis heute immer wieder einmal ein moralischer Makel konstruiert.

Der Münsteraner Theologieprofessor Konrad Hammann beispielsweise kreidet mir in seiner umfangreichen Biographie über Rudolf Bultmann, den Begründer des Programms der «Entmythologisierung», es als einen «Akt der Unaufrichtigkeit» an, dass ich trotz meiner «Distanz zum christlichen Glauben» mich noch habe in Theologie promovieren lassen.¹ Es stimmt: ich habe bereits als innerer Atheist meine theologische Doktorarbeit geschrieben und eingereicht. Das ist mir nicht leicht gefallen, war aber reiflich reflektiert, und die liberale

Marburger Promotionsordnung ließ es zu. Denn hier zählte allein die wissenschaftliche Leistung, nicht der persönliche Glaube oder Unglaube des Kandidaten. Zum Vergleich: in Bonn dagegen hätte ich noch einen lateinischen Doktoreid ablegen müssen, die «Wahrheit des Evangeliums zu verteidigen». Das hätte ich natürlich nicht gekonnt und auch nicht getan.

Ich habe mein Studium der Theologie mit der Promotion abgeschlossen, um mir später nicht den ungerechtfertigten Vorwurf anhören zu müssen, hier spucke ein gescheiterter Studienabbrecher seine unqualifizierten Ressentiments aus. Und ich habe das Doktorexamen abgelegt, um mir eine gute Ausgangsbasis für das Zweitstudium zu schaffen, das mir rasch vor Augen stand, nachdem eine kirchlich-theologische Laufbahn aus inneren Gründen für mein Leben ausgeschieden war.

Hammanns Polemik ist lehrreich und unberechtigt zugleich. Er unterstellt, ich hätte mir «während des Theologiestudiums im Säurebad der historischen Kritik derart gravierende Verätzungen zugezogen», dass ich darüber den christlichen Glauben verloren hätte.² Es ist richtig: Atheist bin ich geworden durch mein gründliches Studium der Theologie. Aber es war nicht allein das «Säurebad der historischen Kritik», das meinen Glauben zersetzte. Auch die «Milch der frommen Denkgungsart», die über die Trümmer der neutestamentlichen Kernbotschaft ausgegossen wurde, beleidigte mein Gespür für intellektuelle Redlichkeit. Denn durch ebenso raffinierte wie halsbrecherische Umdeutungen wurde und wird versucht, den Schein einer fortbestehenden, jetzt natürlich «aufgeklärten», Christlichkeit vorzutäuschen. Beim kritischen Durchleuchten dieser «hermeneutischen» Manöver half mir vor allem Franz Overbeck weiter, der Baseler Theologieprofessor und persönliche Freund Nietzsches. Radikal und glasklar formulierte er als Ergebnis der historischen Kritik: «finis Christianismi», «Ende des Christentums».

Hammanns Polemik gegen mich ist getragen von beachtlicher Arroganz. So behauptet er, mein Buch sei lediglich ein «fader Aufguss der Religionskritik des 19. Jahrhunderts». Und weiter: «In den halbgebildeten Kreisen linksgerichteter Kirchenkritiker wurde sein Machwerk eifrig konsumiert.»³ Was soll daran verwerflich sein, sich auf richtige Erkenntnisse des 19. Jahrhundert zu berufen? Außerdem unterschlägt Hammann, dass ich mich ausdrücklich auch auf die zutreffende Kritik antiker Autoren, vor allem des Celsus und des Porphyrius, am Christentum stütze. Was aber die zahlreichen, ver-

meintlich halbgebildeten, Leser betrifft, die es in der Tat bis auf den heutigen Tag gibt, so muss er sich fragen lassen, auf welche Leseraanalyse er sich stützt, um diese freche Diffamierung empirisch zu belegen.

Einer der ersten Leser überhaupt war der protestantische Kirchenvater des zwanzigsten Jahrhunderts, Karl Barth. In seinem Leserbrief an mich vom 26.11.1968 (abgedruckt in der Gesamtausgabe⁴) stellt er eingangs ausdrücklich fest, er habe nicht nur in dem Buch geblättert, sondern es auch komplett in einem Zuge gelesen. Sein Schlusssatz lautet: «Glückauf, tapferer Mann! Möge er sich auch als ein *weiser* Mann offenbaren!» Gerhard Ebeling, ein anderer systematischer Theologe, bei dem ich einst in Zürich studiert hatte, bezieht sich ebenfalls positiv auf mein Werk. In offenkundiger Anspielung auf meinen Titel heißt es, freilich ohne Namensnennung: «Das Elend des Christentums gehört ebenso unauslöschlich zu seiner Geschichte wie das Elend der Welt zur Geschichte überhaupt.»⁵ Helmut Groos, Philosophie- und Theologiehistoriker, Autor einer großen Albert Schweitzer-Monographie, widmet mir in seinem Buch «Christlicher Glaube und intellektuelles Gewissen. Christenuskritik am Ende des zweiten Jahrtausends» ein eigenes Kapitel. Darin heißt es in Bezug auf meine Bultmann-Kritik, unbeschadet von Einwänden in anderer Hinsicht: «Wer noch Sinn für Argumentation und Polemik besitzt, kann hier als Schiedsrichter nur urteilen, dass in diesem Spiel der junge Marburger Doktor den berühmten Marburger Professor 2:0 geschlagen hat.»⁶ Mögen sich meine Leser ihr eigenes Urteil bilden.

1969 erschien im Kohlhammer Verlag in dessen T-Reihe eine Erwiderung auf mein «Elend» von vier Theologen meiner Generation, darunter auch Wolfgang Huber, dem späteren EKD-Ratsvorsitzenden. Das Buch trug den Titel «Menschlich sein – mit oder ohne Gott?»⁷ Ich gehe jetzt nicht auf dessen kritische Inhalte ein, sondern nur auf den Titel. Er freute und freut mich insofern, als er die Wichtigkeit meines Untertitels erkannt hat: «oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott». Denn obwohl damals für mich die schroffe Negation im Vordergrund stand – unvermeidlich im schmerzhaften Prozess der Selbstbefreiung von einem weltgeschichtlichen Irrtum –, hat sich mein Blick nicht zu einem Tunnelblick verengt und verdüstert. Von Anfang an hatte ich eine humanistische Alternative zum christlichen Glauben im Kopf, wenn auch damals noch recht verschwommen. Meine Religionskritik hat sich nie zum Religionshass übersteigert, mein Atheismus ist nie zum Antitheismus entartet. Dafür hatte ich mich – im

Rahmen meines Studiums – zu viel mit Gotthold Ephraim Lessings Toleranzethos befasst und mit Voltaire, dessen Schlachtruf ja nicht nur lautete «Écrasez l'infame», sondern auch: «Vive la tolérance!» Mein Denkweg, der damals in meiner Sturm und Drang-Periode mit dem ELENDE DES CHRISTENTUMS (1968) begann, ist inzwischen mit dem Buch WELTLICHER HUMANISMUS. EINE PHILOSOPHIE FÜR UNSERE ZEIT (2005) in seine Reifephase eingemündet, nicht allerdings ohne zuvor in einen weiteren weltgeschichtlichen Irrtum abgeglitten zu sein, den Marxismus. Wer sich dafür interessiert, mag dessen Aufarbeitung in zwei großen Aufsätzen auf meiner Homepage (unter «Texte») nachlesen.

Zum Abschluss möchte ich noch dankbar eines Mannes gedenken, der am Zustandekommen dieses Buches einen nicht unerheblichen Anteil hat: des Münchener Publizisten und Verlegers Gerhard Szczesny, der 1961 die Humanistische Union gründete. Schon als junger Theologiestudent las ich sein Buch «Die Zukunft des Unglaubens. Zeitgemäße Betrachtungen eines Nichtchristen»⁸ Es ließ mich nicht unbeeindruckt. Vor allem ist mir das von Ludwig Wittgenstein stammende Motto unauslöschlich im Kopf als Denkanstoß haften geblieben: «Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.» Ein starker Satz. Wohl dem Autor, der sich daran hält.

Ich bot mein Manuskript dem Szczesny-Verlag an, der in den frühen Sechzigern in der alten Bundesrepublik Deutschland dem klerikalen Mief der Adenauerzeit ein wenig Frischluft zuführen wollte. Sein Flaggschiff trug daher auch den Namen «Club Voltaire. Jahrbuch für kritische Aufklärung». Allerdings war das Interesse an religionskritischer Literatur damals noch bei weitem nicht so stark wie heute, und der Verlag ging ein. Für mich ein Glücksfall, denn alle Manuskripte, für die bereits ein Vertrag abgeschlossen war, kamen zu Rowohlt. So erschien mein Buch im November 1968 in der rororo aktuell Taschenbuchreihe als Band 1093. In jeder Bahnhofsbuchhandlung war es im Drehgestell präsent. Etwas Besseres konnte mir gar nicht passieren. Irgendwie hatte ich einen Nerv des Zeitgeistes getroffen, und eine Erfolgsgeschichte nahm ihren Lauf. Das Geleitwort von Gerhard Szczesny, abgedruckt in den Auflagen bis 1993, hat dabei sicher nicht geschadet.

EINLEITUNG VON 1993

Nein, ich bereue meine Absage an den christlichen Glauben und meinen Kirchaustritt nicht. Zwar sehe ich heute – nach mehr als fünf- und zwanzig Jahren – vieles anders, vieles differenzierter, aber mein Nein zur christlichen Botschaft aus Gründen der Vernunft und des Gewissens findet sich immer erneut bestätigt.

Ja, ich bin geradezu froh, dass ich kein «Menschenfischer» geworden bin, der in der Nachfolge und auf Geheiß Jesu Menschen fischt (Markusevangelium, Kapitel 1, Vers 17). Ein verräterisches Sinnbild des christlichen Glaubens, Menschen wie Fische im Netz fangen zu wollen! Da gefällt mir die kauzig-provokative Art des griechischen Philosophen Diogenes schon besser. Er ging am helllichten Tag mit einer Laterne auf den Marktplatz, um dort Menschen zu suchen. So respektierte er die menschliche Freiheit und übte zugleich eine hintergründige Sozialkritik, die zur Nachdenklichkeit einlud.

Die Botschaft der christlichen Schlüsselgestalt «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich» (Johannesevangelium, Kapitel 14, Vers 6) ist anmaßend und bodenlos. Es gab und gibt viele Wege, jeder Mensch muss seinen eigenen suchen und selber gehen.

Der Personenkult, der in unserem Jahrhundert so schreckliches Unheil über die Völker gebracht hat, ist im christlichen Glauben vor-geprägt. Die christliche Zeitrechnung, der es gelang, zur vorherrschenden auf dem Erdball erhoben zu werden, sieht in dem Auftreten Jesu von Nazareth die Zeitenwende schlechthin. Aber die Einteilung der gesamten Menschheitsentwicklung in ein simples «vor» und ein «nach» Christi Geburt zeugt von einer aberwitzigen Selbstüberschätzung der christlichen Religion. Zugleich vertuscht sie einen peinlichen Umstand, der – paradox genug – den Aufstieg des Christen-

tums zur Weltreligion erst ermöglichte: den grandiosen Irrtum Jesu und der Urgemeinde, den wunderbaren Ausbruch des «Reiches Gottes» in unmittelbarer Nähe zu wähen und ebendeshalb auf den Untergang dieser Welt und die Schaffung eines «neuen Himmels» und einer «neuen Erde» zu hoffen.

Aber diese Welt ist nicht untergegangen. Sie besteht nach wie vor. Insofern dokumentiert die christliche Zeitrechnung das Scheitern der ursprünglichen Heilserwartung und zugleich den Aufstieg des Christentums zur Weltreligion durch geschickte Anpassung an die tatsächlich eingetretene Situation.

Seither verkünden die Kirchen: In Geburt, Wirken, Tod und Auferstehung Jesu Christi offenbare sich die Liebe Gottes zur Welt, habe sich bereits der entscheidende Schritt zum «Frieden auf Erden» und zur Erlösung der Menschen vollzogen. Franz Overbeck, der Baseler Altmeister unwiderlegter Bibel- und Christentumskritik, kommentierte sarkastisch: Das Christentum könne sein «Unterfangen, die Welt von Gottes Liebe zu überzeugen», «nur mit Atheismus abbüßen».⁹

In der Tat: Wo war und wo bleibt die unendliche Liebe Gottes zu den Menschen vor und nach Christi Geburt? Wo zeigt sich, wie äußert sich – im wirklichen Leben von Mensch und Tier – die fürsorgliche Vatergüte, die auf helfende Barmherzigkeit, die überquellende Freundlichkeit, die ewige Gerechtigkeit Gottes? Wofür sollen die Menschen «dem Herrn lobsingeln», Gott demütig Dank darbringen, wie die Bibel und die kirchliche Liturgie unermüdlich fordern?

Die Nachrichten in der Zeitung und im Fernsehen strafen die Verheißungen der «frohen Botschaft» täglich Lügen und untergraben den Glauben. Kein gütiger und allmächtiger Gott hat die Welt geschaffen. Kein von Gott gesandter Retter hat die Menschen in irgendeiner Hinsicht von irgendeinem Übel erlöst. Kein heiliger Geist hat die Kirche vor innerer und äußerer Zwietracht bewahrt, die Christenheit vor moralischer Verwirrung behütet.

Mein Buch «Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott» erschien erstmals 1968 – ein Jahr nach meiner Promotion zum Doktor der protestantischen Theologie. Als zornige Bilanz meines Theologiestudiums löste es ein starkes Echo aus und wurde bis Anfang der achtziger Jahre in über hundertzwanzigtausend deutschen Exemplaren verkauft und in vier Sprachen übersetzt: ins Englische, Japanische, Italienische, Holländische. Es wurde und wird im schulischen Religionsunterricht besprochen, in theologischen Universitätsseminaren analysiert. Aufsätze und ein eigenes

Buch dagegen wurden publiziert.¹⁰ Der praktische Theologe Hans-Hinrich Jansen (Berlin/DDR) behandelte mich im «Handbuch der Seelsorge» unter dem Aspekt der «Seelsorge an Zweifelnden» und erörterte an meinem Buch die Notwendigkeit «intellektueller Diakonie»¹¹.

Leserbriefe aus dem In- und Ausland erreichten mich in großer Zahl. Der prominenteste Autor eines Leserbriefes an mich war Karl Barth, einer der großen Kirchenlehrer dieses Jahrhunderts. Er schloss sein humorvolles Schreiben, das auch in der Gesamtausgabe seiner Werke veröffentlicht ist, mit den Worten: «Glückauf, tapferer Mann! Möge er sich auch als ein *weiser* Mann offenbaren!»¹²

Eine ausführliche und kritisch-verständnisvolle Würdigung fand mein Buch bei Helmut Groos in seinem umfangreichen Werk «Christlicher Glaube und intellektuelles Gewissen. Christentumskritik am Ende des zweiten Jahrtausends».¹³ Groos erwähnt auch kurz meine spätere religionsphilosophische Entwicklung zum marxistischen Atheisten hin, wie sie sich kompakt in dem Essay «Warum ich Atheist bin» (1977) niederschlug. In diesem Beitrag zu einem von Karlheinz Deschner herausgegebenen Buch¹⁴ stilisierte ich den marxistischen Atheismus zur reflektiertesten Stufe des Atheismus, stellte ihn als dessen Vollendung dar. Ich bemerkte damals nicht und wollte es auch lange Jahre nicht wahrhaben, dass mit meiner vorbehaltlosen Hinwendung zum Marxismus, bald auch zum Marxismus-Leninismus, meine atheistische Philosophie selbst eine religiöse Färbung annahm.

Denn die religionskritische Typologie, in der der marxistische Atheismus als höchste Stufe des Atheismus verklärt wurde, war natürlich eingebettet in eine umfassende geschichtsphilosophische Konstruktion. Der marxistische Atheismus galt mir als Bestandteil des marxistischen Humanismus, der – praktisch organisiert in den kommunistischen Parteien und im «real existierenden Sozialismus» – seinerseits die höchste Stufe des Humanismus bilde. Vor ihm verblasse aller nichtmarxistischer Humanismus zu bloß «abstraktem Humanismus». Unmerklich hatte sich meine protestantische Theologie in marxistische Teleologie verwandelt: in den optimistischen Glauben, die Menschheitsgeschichte strebe unaufhaltsam vom Niederen zum Höheren, erklimme immer steilere Stufen von Freiheit und Gleichheit. In unserer Epoche münde sie in den weltweiten Übergang zum Sozialismus, dessen Triumph unvermeidlich kommen werde.

Ich war der Faszination des Kommunismus, genauer: der Idee des Kommunismus, erlegen – wie so mancher westdeutsche Intel-

lektuelle der 68er Generation, wie so viele Menschen, die aufbrachen, den uralten Traum einer gerechten Gesellschaft zu verwirklichen. Im Marxismus-Leninismus bot sich mir ein Sinnsystem dar, in dem sich die drei Hauptformen weltlicher Gläubigkeit der Moderne zu einer verführerischen Einheit bündelten:

- dem Glauben an den Fortschritt,
- dem Glauben an die Wissenschaft,
- dem Glauben an die Technik.

Die Suggestion der «in sich geschlossenen», «harmonischen» und «einheitlichen» Weltanschauung, von der Lenin in der kleinen Programmschrift «Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus»¹⁵ spricht, tat ein Übriges, meine Realitätswahrnehmung zu beeinträchtigen und meine politische Urteilskraft zu trüben.

Karlheinz Deschner war der Erste, der meinen marxistischen Atheismus als «gläubigen Unglauben»¹⁶ kritisierte – eine Einschätzung, die mich damals ärgerte, die ich aber inzwischen als berechtigt akzeptiere. Heute weiß ich: Die Absage an die eine Religion – verstehe sie sich noch so undogmatisch atheistisch – immunisiert nicht notwendig gegen andere Religionen. Niemand ist ein für allemal der Religion enthoben, sondern kann ihr immer erneut – in der einen oder anderen Gestalt – verfallen. Geistige Freiheit ist kein einmal erworbener Besitz, sondern eine ständige, anspruchsvolle Aufgabe, die Kraft und Selbstkritik abverlangt.

Wie stark sich die mentale Struktur der Gläubigkeit aus meiner christlich-theologischen Zeit in meine marxistische Phase hinüber durchgehalten hat, irritiert mich. Es entbehrt nicht der Komik, dass die klassischen Glaubensdefinitionen des Neuen Testaments als Deutungsmuster dienen können für die Bereitschaft, sich täuschen zu lassen und in utopische Illusionen zu fliehen.

Wie heißt es im Hebräerbrief? «Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, daß man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht» (Kapitel 11, Vers 1, Luther-Übersetzung). War das nicht die Haltung so manchen, ach so kritischen Kopfes gegenüber den sozialistischen Ländern, namentlich der DDR und der Sowjetunion?

Obwohl man sie nicht sah – weil es sie nicht gab, die behauptete höhere Qualität des dortigen Gesellschaftssystems –, wurde an ihr festgehalten: gläubig, gutgläubig, leichtgläubig. Und voller Hingabe,

die sich zur Heilsgewissheit steigern konnte, wurden Zweifel an der vermeintlichen Überlegenheit des Sozialismus über den garstigen Kapitalismus nicht wirklich zugelassen, sondern rhetorisch verworfen und emotional verdrängt. Wie heißt es programmatisch im Johannes-Evangelium? «Selig sind, die nicht sehen und doch glauben» (Kapitel 20, Vers 29).

Wo mag – nach all den Irrungen und Wirrungen – ein befreiender Ausweg liegen? Wie kann – nach all den Häutungen – eine gewandelte Identität entstehen, sich neue Glaubwürdigkeit bilden? Notwendig ist, aus der Erfahrung eines zweimaligen Verfallenseins an Heilslehren und Heilsgewissheiten die richtigen Schlussfolgerungen zu ziehen, und zwar ohne Hast und Wehleidigkeit. Notwendig ist, die Vergangenheit nicht zu verdrängen noch zu verleugnen, sondern sie gedanklich und auch emotional aufzuarbeiten und zu einem postchristlichen und postmarxistischen Humanismus vorzustoßen. Endlich bei philosophischer Skepsis angekommen, taste ich mich zu einer praktischen und geistigen Haltung vor, die dem Doppelgesicht der Welt, ihrem Grauen und ihrer Schönheit, standhält.

Nur mit Humor lässt sich die Welt ertragen: mit einem Lebensgefühl des Trotzallem, geboren aus Trauer, Zorn und Heiterkeit.

EINLEITUNG VON 1968

«Für Deutschland ist die Kritik der Religion im Wesentlichen beendet» – so schrieb bereits Karl Marx vor mehr als hundert Jahren in seiner «Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie». In der Tat muss heute jeder, der das Christentum in die Schranken fordert, den Traum seiner eigenen Originalität preisgeben. Was kann noch grundlegend Neues gedacht und gesagt werden, nachdem Celsus und Porphyrius, die französischen und die englischen Aufklärer, Reimarus, Feuerbach, Marx, Nietzsche, Overbeck, Freud in ihren Schriften die Religion entzauberten? Nur bestochene Ignoranten plappern die Papageienweisheit nach, dies alles sei verstaubt, längst von theologischer Gegenkritik widerlegt.

Die Notwendigkeit, Christentum und Theologie gleichwohl aufs Neue zu kritisieren, ergibt sich aus der simplen Tatsache, dass sie fortbestehen – fortbestehen trotz aller Verwüstungen, die die genannten Autoren in ihrem Gehege anrichteten. Der Strahl der Vernunft muss erneut gegen die heutigen Repräsentanten der Religion gerichtet werden, die vom universalen Trend zum Vergessen profitieren. Dem gängigen Vorwurf, der Kritiker orientiere sich an Zerrbildern und am Forschungsstand einer vergangenen Epoche, muss dabei der Anschein der Berechtigung entzogen werden.

Dieses Buch antwortet öffentlich auf einen Appell, wie ihn zuerst die Kölner Theologin Dorothee Sölle – «stellvertretend» für viele ehemalige Weggefährten – an mich richtete. Nachdem ich ihr meine Absicht geäußert hatte, aus der Kirche auszutreten, gab sie mir in einem beschwörenden Brief das Bert-Brecht-Gedicht zu bedenken «Wer aber ist die Partei?», das einen Abtrünnigen anredet:

«Zeige uns den Weg, den wir gehen sollen, und wir
Werden ihn gehen wie du, aber
Gehe nicht ohne uns den richtigen Weg.
Ohne uns ist er
Der falscheste.
Trenne dich nicht von uns!
Wir können irren, und du kannst recht haben, also
Trenne dich nicht von uns ...»

Der richtige Weg ist der nichtchristliche Weg, wie er umfassend in der kritisch-atheistischen Theorie etwa bei Herbert Marcuse oder dem jüngeren Max Horkheimer analysiert wird.

Das Ziel dieses Buches ist demgegenüber bescheiden. Es beschränkt sich auf einige Einfälle und Streiflichter zum Thema Religion und Humanität, von denen ich vermute, dass sie geeignet sind, eine Reihe von Lesern dem Christentum abspenstig zu machen, indem sie ihr diffuses Unbehagen auf den Begriff bringen.

Dies Buch ist ein Pamphlet. Es kann und will seine polemische Absicht nicht verhehlen. Es entstand in einem lang anhaltenden Anfall von intellektuellem Waschwang. Das bürgerliche Vorurteil, rationale Kritik könne nur unterkühlt und distanziert vorgetragen werden, teile ich nicht. Ich habe nicht *sine ira et studio* geschrieben, sondern *cum ira et cum studio*, wobei der Zorn nach genügend gründlichem Studium sich von selbst einstellte. Wer sich über das Christentum nicht empört, kennt es nicht. Trotz alles Stichwortartigen und Bruchstückhaften, das den folgenden Darlegungen anhaftet, werden doch – wie ich hoffe – alle entscheidenden Aspekte des christlichen Glaubens erörtert. Allerdings möchte ich etwaige zu hoch gespannte Erwartungen dämpfen: eine umfassende historisch-gesellschaftliche Ableitung des Christentums liefere ich nicht. Solche Studien will das Buch nicht ersetzen, sondern anregen.

Was wenden bereits an dieser Stelle meine kirchlichen Gegner ein? Meine Absage an die Theologie sei eine Kurzschlussreaktion, erwachsen und verständlich aus der chaotischen Situation der protestantischen Universitätstheologie. Es sei ebenso vermessen wie überstürzt, als blutjunger Mensch ein schlankes Nein zu einem so komplexen Phänomen wie dem Christentum zu sagen. Antwort: Wie man blutjungen Pfarrern zubilligt, nach einem siebenjährigen Studium der Theologie wüssten sie, worauf sie sich einlassen, genauso möge man mir zubilligen, dass ich beurteilen kann, worauf ich mich nicht länger einlasse.

So sehr ich von Franz Overbecks Arbeiten gelernt habe: Sein persönliches Schicksal schreckt mich. Am Ende seiner Tätigkeit als Theologieprofessor in Basel gestand er:

«Ich darf wohl sagen, daß mich das Christentum mein Leben gekostet hat. Sofern ich, wiewohl ich es nie besaß und nur durch ›Mißverständnis‹ Theologe wurde, mein Leben gebraucht habe, um es ganz loszuwerden.»¹⁷

Soll sich das fortpflanzen? Das Christentum hat schon zu viele Menschen um ihr Leben betrogen. Ich möchte es daher bereits heute abstreifen.

Diese Sätze werden die Theologen in ihrem Verdacht bestärken, ich wüsste gar nicht, was wahrer christlicher Glaube sei. Gemäß dem Wort Gerhard Ebelings «Denn auch von dem, der sich wissentlich dem Evangelium versagt, gilt, daß er es letztlich nicht versteht»¹⁸ wird unterstellt, ich missverstehe den Glauben als so eine Art Denksportaufgabe und spräche wie der Blinde von der Farbe. Gegen diesen nahezu unfehlbaren Trick, sich vor unerwünschter Kritik abzusichern, sei immerhin ein Doppelpes angemerkt.

Zum Persönlichen: Nicht ohne inneres Engagement («Glauben») ging ich über acht Jahre regelmäßig und freiwillig kirchlichen Aktivitäten nach: leitete Jugendgruppen, half im Kindergottesdienst, hielt etliche Predigten.

Zum Sachlichen: Ein Nichtchrist kann sehr wohl das Evangelium verstehen, ernst nehmen und – negieren. Gewiss strotzt die Kritik mancher Freigeister und Altatheisten von Platitude und Ignoranz, etwa gewisse Passagen bei Bertrand Russell. Aber muss das so sein? Die wirklich brisante Kritik argwöhnt nicht sofort in jedem Theologen einen Dunkelmann, wittert nicht überall schnöden Priesterbetrug und klerikales Machtstreben. Sie nimmt die christliche Botschaft genau beim Wort und überprüft, ob das Evangelium tatsächlich «Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen» brachte, ob Jesus Christus wirklich die «Mühseligen und Beladenen erquickt» und «alles neu» gemacht hat.

Diese soziologische Methode der Ideologiekritik misst die untersuchten Phänomene an ihrem eigenen Anspruch. In konkreten Einzelanalysen dringt sie darauf, den wirklichen Sachverhalt von seinem ideologischen Schleier zu unterscheiden. Religion wird so zunächst nicht von außen aufgeknackt, sondern aus dem seinerseits problematischen Bedürfnis begriffen und immanent kritisiert: auf ihrem Felde,

wenn auch nicht mit ihren Waffen geschlagen. In diesem Prozess der Wahrheitsfindung allerdings schlägt die immanente Kritik schließlich um in eine solche, die den christlichen Bezugsrahmen sprengt und auch die theologische Begrifflichkeit selbst in ihrer ideologischen Beschränktheit aufdeckt. So wird beispielsweise die «Sorge um das Heil des Menschen» nun verwandelt in eine Strategie und Taktik für eine emanzipierte Gesellschaft.

Um dem Leser zusätzlich zum Inhaltsverzeichnis einen weiteren Leitfaden dessen an die Hand zu geben, was ihn erwartet, seien zum Schluss dieser Einleitung einige vorläufige Bemerkungen über die Situation des Christentums in der Gegenwart angefügt.

Zwar wäre es zurzeit verfrüht und zu stark vereinfacht, wollte man formulieren: Das Christentum ist heute ein Leichnam, der nur noch dank der künstlichen Sauerstoffzufuhr seitens interessierter Politiker, Theologen und Kirchenfunktionäre den Anschein von Lebendigkeit zu erwecken vermag. Dennoch lässt sich der immer größer werdende Substanz- und Funktionsverlust des Christentums schwerlich übersehen. Je mehr die Glaubwürdigkeit und Motivationskraft der tröstlichen Mythologeme schwand, umso mehr gewann der kulturelle Apparat der Gesellschaft an Bedeutung. Die Frustrationen einer inhumanen Arbeitswelt werden heute vorwiegend nicht mehr mit Hilfe religiöser Illusionen ertragen, sondern unter dem betäubenden Schwall einer allgegenwärtigen Bewusstseins- und Vergnügungsindustrie.

Gleichwohl gelang es unter dem Kapitalismus bisher nur wenigen Individuen, sich völlig aus dem Bann der überkommenen religiösen Rituale und Mysterien zu befreien. Zwar beteiligen sich die meisten Menschen nicht mehr aktiv und regelmäßig am kirchlichen Betrieb, treten aber andererseits nicht aus der Kirche aus und erhoffen immer noch bewusst oder unbewusst etwas vom Christentum. Dieser Erwartungshorizont reicht vom Wunsch, gewisse Lebensdaten festlich gerahmt zu sehen – der Pfarrer als ehrwürdiger Zeremonienmeister –, bis zum Verlangen, das Abendland vor dem Kommunismus zu bewahren – die Kirche als Gralshüterin von Sitte und Ordnung. Diese frommen Flausen sind der subjektive Niederschlag einer Gesellschaftsordnung, die die Menschen zur Ohnmacht verdammt und sie nach allem greifen lässt, was irgendwie Halt verheißt. Welch tröstliches Gefühl der Sicherheit verleiht es ichschwachen und beschädigten Individuen, einer weltumspannenden und jahrtausendealten Organisation anzugehören! Sozialpsychologisch geurteilt, handelt es

sich um ein Entlastungsphänomen: um eine Ersparnis an neuer Überlegung und neuer Entscheidung. Begünstigt und gerechtfertigt wird dieses Verhalten durch die traditionelle Gedankenlosigkeit, Christentum und Humanität kurzerhand zu identifizieren, wie das gängige Lippenbekenntnis zum vermeintlich so hohen Ethos der Bergpredigt beweist.

Wie reagieren die bestellten Theologen auf den skizzierten Substanz- und Funktionsschwund der Religion im Leben der Massen seit etwa zweihundert Jahren? Sofern sie sich nicht trotzig auf die alten Dogmen versteifen und vorgeblich dem Zeitgeist abschwören (Konfessionalismus, Fundamentalismus, Antimodernismus), geben sie sich aufgeschlossen und weltoffen. Sie bedienen sich zeitgenössischer wissenschaftlicher Erkenntnisse und können sich geschickt zu heutigen Fragen äußern. Aber einmal vergeuden sie viel Zeit und Kraft auf den – meist unredlichen und stets autoritätshörigen – Versuch nachzuweisen, dass irgendeine heutige Gegebenheit oder Bewegung im Grunde ganz biblisch und gut christlich sei: etwa Fragen des Weltbildes, der Frauengleichberechtigung, der Sexualethik, der Autonomie der Vernunft. Zum ändern sind ihre Arbeiten meist nur ein milder Aufguss der dienstbar gemachten Disziplinen und stets nur ein christlich präparierter dazu – wie sich exemplarisch an Paul Tillichs oder Jürgen Moltmanns soziologischen, psychologischen und philosophischen Analysen zeigen ließe.

Einer fortgeschrittenen kritisch-atheistischen Theorie hat keine noch so modern oder revolutionär sich gebärende Theologie etwas Neues zu sagen. Im Gegenteil. Bestenfalls bestätigt sie nur die Einsicht Franz Overbecks, dass die Theologie als Parasit von einer Tafel speist, die andere gedeckt haben.

I VON DER UNMÖGLICHKEIT, INHALTLICH EINDEUTIG UND VERBINDLICH ZU BESTIMMEN, WAS CHRISTLICH IST

Wer immer bisher das Christentum kritisierte, musste den Vorwurf hören, er streite gegen eine Karikatur. Fahrlässig oder böswillig entstellt, einseitig, vorurteilsvoll sei sein Bild von ihm. Das wahre Christentum sei ganz anders und werde von der Kritik nicht betroffen.

Um diesem apologetischen Manöver ein für allemal den Anschein der Legitimität zu entziehen, muss der Kritiker darauf verzichten, selber das Wesen des Christentums bestimmen zu wollen, und den Theologen folgen, die da sagen: «Was Christentum ist, bestimmen wir.»

Die Methode, von dem auszugehen, was die Christen selber als christlich ausgeben, scheint in eine unaufhebbare Verlegenheit zu führen: Die Christen wissen selber nicht, was christlich ist. Was die einen als heiligsten Willen Gottes befolgen, gilt anderen als dämonischer Irrweg.

Woran soll der Nichtchrist sich halten? Will er gerecht sein, darf er keine Gruppe ignorieren. So wird er sich an alle halten und erkennen: Es gibt nicht *das* Christentum, sondern nur eine Fülle von Christentümern. Religionswissenschaftlich formuliert: Das Christentum ist eine synkretistische Religion. Ideologiekritisch gewendet: Die Theologie ist eine Ansammlung von Leerformeln, die mit beliebigem Inhalt aufgefüllt werden können. Materiale Kritik an *dem* Christentum ist unmöglich, weil es *das* Christentum nicht gibt und noch nie gab. Es gibt keinen einheitlichen christlichen Gottesbegriff, nicht *die* christliche Stellung zum Krieg. Alles Christliche ist bereits vielfach innerchristlich bestritten.

Muss also, wer das Christentum als Ganzes kritisieren will, sämtliche Christentümer einzeln widerlegen? Gibt es nichts, was alle Christen teilen? Herrscht nicht doch eine gewisse Einheit heute und ein gewisser Zusammenhang mit den Glaubensvätern? Wie ich ausführlich zeigen werde, nicht immer im Inhalt, wohl aber in der Struktur der Gedanken und Lebensäußerungen. Was die systematischen Schriften Rudolf Bultmanns mit den Traktaten der Zeugen Jehovas verbindet, was die griechischen Kirchenväter mit Martin Niemöller teilen, ist die gleiche Struktur der Aussagen. Jeder Christ beruft sich auf Autorität und bietet maximale Inhalte an. Jeder theologische Satz ist irgendwo irrational und bricht die Reflexion an einem bestimmten Punkt ab.

Insofern kann man doch von *dem* Christentum und *der* Theologie sprechen und sie gerade in dem, was sie eint, aufsprengen.

Spreche ich hier und im Folgenden von «Christen», so meine ich damit unterschiedslos alle Menschen, die sich selbst als solche bezeichnen und als solche gelten wollen: also auch jene, die aus der Sicht der großen Kirchen als Sekten oder Ketzler bezeichnet werden. Dieser Weg ist für eine wissenschaftliche Analyse unumgänglich. Das Christentum schneidet dabei in gewisser Hinsicht sogar vorteilhaft ab, da wenigstens die Einzelgänger und Minderheiten ihm einen Hauch Humanität verleihen. Ihrem Selbstverständnis nach sind die kleinen Gruppen keine Ketzler, sondern die wahren Christen. Der Außenstehende hat dies zur Kenntnis zu nehmen und darf nicht dem Aberglauben der großen Zahl verfallen, den die Großkirchen so gerne begünstigen.

1 DIE REALBILANZ DER KIRCHENGESCHICHTE: ANARCHIE IM ETHOS

Christliche Politiker pflegten lange Zeit mit vollmundigem Pathos die «unaufgebbaren christlichen Kultur- und Sittlichkeitswerte» zu beschwören, welche allein uns vor dem altbösen Feind aus dem Osten bewahren könnten. Christliche Theologen pflegten nahezu sämtliche Errungenschaften der Geschichte (etwa die Entfaltung der Naturwissenschaften) auf eine «letztlich christliche Wurzel» zurückzuführen.

Angesichts dieser Blindheit gegen die eigene Vorgeschichte und im Hinblick auf den heutigen Trend zum ahistorischen Bewusstsein überhaupt ist es angebracht, das umfangreiche Sündenregister der

Christenheit zu vergegenwärtigen. Nicht sollen willkürlich monströse Gräueltaten – an denen die Kirchengeschichte wahrlich nicht arm ist – zusammenhanglos aneinandergereiht werden, sondern begriffene Geschichte soll ein rationales Urteil über den christlichen Glauben vorbereiten.

Ganz im Widerspruch zu vielen Theologen, die – verständlicherweise – die Kirchengeschichte verharmlosen und ihr jede Beweiskraft absprechen wollen, ist an der Erkenntnis Franz Overbecks festzuhalten, dass die Geschichte des Christentums die beste Schule des Atheismus sei.¹⁹ Was bedeutet es – so ist zu fragen –, dass die Religion, die mit der Nächstenliebe hausieren geht, seit ihren Anfängen bis heute im Namen Gottes, im Namen Jesu Christi und unter Berufung auf die Bibel die ungeheuerlichsten Unmenschlichkeiten und Bluttaten geduldet, begünstigt und selber begangen hat? Was besagt es, dass Christen unerhörte Grausamkeiten mit jeweils gutem Gewissen und einem detaillierten theologischen Alibi verüben konnten und können?

Die Kirche als Sklavenhalterin²⁰

So weit wir die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen können, hat es immer zwei Gruppen von Menschen gegeben: Herrschende und Dienende, Reiche und Arme, Befehlende und Ausgebeutete. Diese Klassenstruktur, die in der Antike in der Sklavenwirtschaft ihren deutlichsten Ausdruck fand, wurde vom Christentum als fraglose Gegebenheit übernommen.

Während in der vor- und außerchristlichen Antike (nicht im Alten Testament) vereinzelt Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Sklaverei laut wurden, in einigen griechischen Sozialutopien sogar eine sklavenfreie Menschheit gedacht werden konnte und unter dem Einfluss der Stoa die römischen Sklavengesetze humanisiert und liberalisiert wurden, findet sich im Neuen Testament nichts dergleichen.

Das Neue Testament polemisiert zwar in scharfen Worten gegen Beischlaf ohne Lizenz, gegen Homosexualität, gegen kurze Haare bei Frauen. Dass aber unzählige Menschen als lebendige Arbeitsgeräte von wenigen anderen ausgebeutet und als Waren verhökert werden, wird nicht angeprangert oder gar verboten. Nicht einmal der Gedanke, dass die Sklaverei im Prinzip verwerflich sei und nur wegen der

Machtverhältnisse noch nicht abgeschafft werden könne, taucht auf. Im Gegenteil.

Die Gleichnisse, die die Evangelien Jesus in den Mund legen, setzen ohne ein Wort der Kritik die Sklaverei voraus, ja, verklären sie zum Modell des Verhältnisses Gott – Mensch: Matthäus 18,23 ff («Deshalb ist das Reich der Himmel gleich einem König, der mit seinen Sklaven abrechnen wollte»); 25,14 ff; Markus 13,34; Lukas 12,42 ff; 17,7 ff.

Auch Paulus nimmt die Sklaverei nicht nur als selbstverständlich hin, sondern bestätigt sie ausdrücklich. Den entlaufenen Sklaven Onesimus, den er bekehrt hat, schickt er an seinen christlichen Herrn Philemon zurück (Philemonbrief). Wie wenig der Apostel an Emanzipation denkt, geht aus den Worten hervor:

«Jeder bleibe in dem Stand, in dem er berufen worden ist. Bist du als Sklave berufen worden, so mache dir keine Sorge, sondern wenn du auch frei werden kannst, so bleibe umso lieber (in deinem Stand). Denn wer im Herrn als Sklave berufen worden ist, der ist ein Freigelassener des Herrn; desgleichen, wer als Freier berufen worden ist, der ist ein Sklave Christi» (1. Korinther 7,20–22).

Welch ungeheuerlicher Zynismus hinter diesen Worten steckt, machen sich die christlichen Bibelleser schwerlich bewusst. Mit Hilfe eines sprachlichen Rosstäuschertricks – indem den beiden Begriffen Sklave und Freier ein doppelter Sinn unterlegt wird – werden die Gequälten übertölpelt. Unter der religiösen Fiktion, sie seien Freigelassene Christi, wird ihnen ihre reale Unfreiheit als gleichgültig eingeredet. Zugleich tauft Paulus die Sklavenbesitzer zu Sklaven Christi um: Die bestehende Ungerechtigkeit ist verschleiert und als Wille Gottes gerechtfertigt.

Das Klima der Menschenverachtung, das das gesamte Neue Testament durchzieht, manifestiert sich vor allem in den sogenannten Haustafeln, «ethischen» Katalogen für Sklaven, Sklavenbesitzer, Frauen, Staatsbürger. Die Predigt an die Sklaven lautet überall: Unterwerft euch willig in demütigem Gehorsam, «damit nicht der Name Gottes und die Lehre gelästert wird» (1. Tim. 6,1), «damit sie [die Sklaven] der Lehre Gottes, unseres Heilandes, in allen Stücken zur Zierde gereichen» (Tit. 2,10); «wie Sklaven Christi, die den Willen Gottes von Herzen tun, die mit Willigkeit dienen als dem Herrn und nicht Menschen» (Eph. 6,6 f); «weil ihr wisst, daß ihr vom Herrn als Vergeltung das Erbe empfangen werdet» (Kol. 3,24).

Alle diese Zitate überführen das Urchristentum als Agentur einer repressiven Gesellschaft. Vorgegebene Machtestablishments werden mit göttlicher Glorie umhüllt, gesellschaftliche Zwänge durch religiöse Gebote im Willen der Menschen selbst befestigt: Das mit Gewalt Erpresste soll aus freiem Antrieb getan werden. Unterwerfung unter menschliche Herrschaft wird als Akt der Unterwerfung unter Gott verklärt. Der psychische Mechanismus der Selbstbestrafung, das schlechte Gewissen, reglementiert schließlich alle individuellen Reaktionen: Verinnerlichte Gewalt erscheint als Resultat freien Entschlusses. Ohnehin bestehendes Leid wird religiös überhöht: ontologisiert, nicht kritisiert.

Das Neue Testament ist ein Manifest der Unmenschlichkeit, ein groß angelegter Massenbetrug; es verdummt die Menschen, statt sie über ihre objektiven Interessen aufzuklären. Welche fatale ideologische Funktion das Hauptthema des Neuen Testaments, das unschuldige Leiden und Sterben Jesu, in diesem Zusammenhang einnimmt, ergibt sich aus einer Passage im ersten Petrusbrief (2,18 ff). Unter Hinweis auf Jesu Passion werden die Sklaven aufgefordert, auch böartigen Herrn willig zu gehorchen, sich auch unschuldig züchtigen zu lassen. Die besonders von Protestanten so hochgerühmte «*theologia crucis*» («Theologie des Kreuzes») enthüllt hier erstmals deutlich ihr wahres Gesicht: Christi Leiden dient als Alibi und als illusionärer Trost für das unschuldige Leiden anderer Menschen.

Was ist das Kreuz Jesu Christi überhaupt anderes als der Inbegriff sadomasochistischer Schmerzverherrlichung? Könnte man je einem solchen Folterinstrument einen Sinn abgewinnen, so allenfalls jenen Kreuzen entlang der Via Latina zwischen Rom und Capua, an die im Jahre 71 vor Christus 6000 Sklaven, sozialrevolutionäre Anhänger des Spartakus, geschlagen wurden. Ihr Blut floss wenigstens für reales, wenn auch vereiteltes menschliches Glück.

Die alte Kirche behielt die Stellung des Neuen Testaments zur Sklaverei bei. Aus der religiösen Gleichheit aller Menschen vor Gott, die auch andere antike Religionen lehrten, wurde mitnichten die politische und soziale Gleichheit der Menschen gefolgert. Tauchte der Gedanke an reale Emanzipation auf, wurde er strikt abgewiesen. Bischof Ignatius von Antiochia verbietet christlichen Sklaven, ihren Freikauf auf Gemeindegeldern zu verlangen. Im Barnabasbrief werden die Sklaven angewiesen, ihre Besitzer als «Abbild Gottes» zu verehren. Kirchenvater Tertullian will den Sklaven weismachen, Freiheit und Knechtschaft in der Welt seien bedeutungsloser Schein – vergli-

chen mit der wahren Freiheit in Christus, die von der Knechtschaft unter der Sünde befreit. Schärfer kann menschlichem Glück alles Begehrenswerte nicht abgesprochen werden. Die dualistische Anthropologie, die diesen Stellungnahmen zugrunde liegt, wird besonders deutlich in den Worten des Laktanz:

«Denn da wir alle menschlichen Dinge nicht mit dem Maßstabe des Leibes, sondern mit dem des Geistes messen, so sind unsere Sklaven, wiewohl sie dem Leibe nach anders gestellt sind, doch unsere Sklaven nicht, sondern wir halten sie wie Brüder im Geiste und Mitsklaven in der Religion und nennen sie so.»²¹

Eine wirkliche, leibliche Abschaffung der Sklaverei hat die alte Kirche nie ins Auge gefasst. Ließen hin und wieder christliche Großgrundbesitzer einzelne Sklaven frei, so nicht, weil sie ein Recht auf politische und soziale Freiheit anerkannt hätten, sondern weil sie ein «gutes Werk» zugunsten ihres Seelenheiles zu tun sich bemüßigt fühlten.

Von Anfang an stabilisierte die christliche Predigt die Sklaverei. Wie vorzüglich die neue Religion als Schmieröl in der Herrschaftsmaschinerie funktionierte, zeigt Augustin, der die Reichen zur Dankbarkeit auffordern konnte: zur Dankbarkeit dafür, dass Christus und seine Kirche aus Sklaven nicht Freie, sondern aus schlechten Sklaven gute Sklaven machten.

Im 4. Jahrhundert endlich wurde die bedenkenlos opportunistische Anpassung an die sozialen und politischen Machtverhältnisse honoriert. Die Kaiser – als Exponenten der römischen Feudalschicht – adelten das Christentum zur Staatsreligion. Konstantin begann im Jahr 313 mit der Privilegierung; Gratianus und Theodosius vollendeten sie 380.

Aristokratie und höherer Klerus begannen schnell sich zu verfilzen: Zu Bischöfen wurden vornehmlich Reiche gewählt. Viele Adlige sicherten ihr ewiges Seelenheil, indem sie der Kirche große Gebiete Land schenkten. Wenige Jahrzehnte später war der «Leib Christi» zum reichsten Großgrundbesitzer mit dem größten Sklavenbestand im Imperium angeschwollen. Wie alle Ausbeuter nutzte auch die Kirche ihr Gewaltverhältnis schonungslos aus, sodass sich die Lage der in ihren Besitz übergegangenen Sklaven zusehends verschlechterte. Während die außerchristliche Antike immerhin den Begriff eines unantastbaren Menschenrechts auf Freiheit entwarf, schuf die Christenheit ein unverlierbares Recht auf Unfreiheit. Die Freilassung von Kirchensklaven wurde für grundsätzlich unmöglich erklärt,

da nicht der Klerus, sondern Gott über die Eigentumsrechte verfüge und Eigentum nur durch seinen Herren veräußert werden könne (gesetzlich niedergelegt im «Decretum Gratiani» um 1140 mit Bezug auf die Klostersklaven).

Der häufige Versuch moderner Apologeten, in der kirchlichen Stellung zur Sklaverei wenigstens keimhaft das «Selbstbestimmungsrecht des Individuums» angelegt zu finden, lässt sich in keiner Weise halten. Der Hohn auf jedes freiheitliche Räuspern verdichtete sich vor allem im Mönchtum.

«Spricht doch der antike Staat dem Sklaven kein persönliches Recht ab, welches die Klosterregel nicht auch dem Mönch abspräche, und konnte sich doch, indem der willensloseste Gehorsam gegen Abt und Regel die höchste Mönchstugend wird, auch für den Sklaven mit seinem Eintritt ins Kloster nur die Art seiner Sklaverei verändern.»²²

Die Sklaverei bestand während des gesamten christlichen Mittelalters und fand in den führenden Scholastikern ihre Verteidiger (Thomas von Aquin, Albertus Magnus, Duns Scotus). Thomas übernahm die Auffassung des Aristoteles, der einen Sklaven als «beseeltes Werkzeug seines Herrn» und als «Nicht-Mitglied der Gesellschaft» bezeichnet hatte. Päpste und Bischöfe, Prälaten und Klöster verfügten über Tausende von Sklavinnen und Sklaven, die die riesigen Güter beackern mussten. Entflohene wurden unerbittlich gefangen und zurückgebracht. Als «fugitivi» («Entlaufene») erhielten sie eiserne Halsringe mit christlichen Symbolen. Das Kirchenrecht führte alle Sklaven als Gegenstände unter der Rubrik «Kirchengut» auf (Menschenmaterial). Von kirchlichen Ämtern waren sie ausgeschlossen. Sklaverei wurde auch als Kirchenzuchtmaßnahme verhängt. 655 erklärte die Synode in Toledo alle Kinder von Priestern zu Sklaven (erneuert in Pavia 1022, aufgenommen in das Decretum Gratiani um 1140). 1179 wurde auf dem III. Laterankonzil allen Gegnern des römischen Papsttums die Sklaverei angedroht. So verhängten die Päpste 1309, 1482, 1506 gegen Venedig, 1376 gegen Florenz und 1508 gegen ganz England die Sklaverei, wenn auch die Strafen nicht durchgeführt werden konnten.

Am Ende des Mittelalters blühte mit den frisch eroberten Überseekolonien Spaniens und Portugals der Sklavenhandel erneut auf. Papst Nikolaus V. sanktionierte 1454 in der Bulle «Romanus Pontifex» die Praxis, alle unterworfenen Völker zu versklaven. 1487 nahm Innozenz VIII. eine große Anzahl Sklaven aus Malaga von Isabella von

Spanien als Geschenk an. 1493 teilte Alexander VI. den Erdball unter Spaniern und Portugiesen auf und bestätigte die übliche koloniale Zwangsarbeit in ihrer Rechtmäßigkeit. 1548 sprach Paul III. allen Menschen, auch Klerikern, das Recht zu, Sklaven zu halten. Päpstliche Galeeren zogen auf Menschenfang aus, und unzählige inbrünstige Dankgebete stiegen zu Gott empor, wenn wieder ein reicher Fang von «beseelten Werkzeugen» geglückt war.

Ernsthaft konnten christliche Theologen über das «Problem» diskutieren, ob ein Taschenspiegel ein gerechter Preis für einen Neger sei. Während das Jesuitenkolleg im Kongo 1666 zwölftausend Sklaven besaß und die Päpste bis zum Ende des 18. Jahrhunderts im Kirchenstaat sich ihrer Dienste erfreuten, hielten die Benediktiner in Brasilien noch bis 1864 Sklaven.

Der Protestantismus ging von Anfang an in den gleichen Bahnen, nachdem Luther Leibeigenschaft und Sklaverei theologisch gerechtfertigt hatte. Bis weit ins 19. Jahrhundert trieben evangelische Staaten unter der theologischen Billigung der Missionare Sklavenhandel und gingen auf Sklavenjagd.

Der bisherige knappe Überblick zeigt, dass das Christentum nicht erst im 19. Jahrhundert vor der sozialen Frage erbärmlich versagt hat – was wenigstens einsichtige Theologen heute zugeben –, sondern dass es von Anfang an mit den ökonomisch herrschenden Mächten paktierte. Bis zum 4. Jahrhundert schmiegte sich die Kirche als ideologischer Handlanger den bestehenden Machteliten an. Später plünderte der höhere Klerus das Volk, vor allem die Bauern, selber aus. Die Kirche war völlig in das mittelalterliche Feudalsystem integriert: Die führenden kirchlichen Posten wurden nur mit Adligen besetzt, in der Regel mit den Sekundogenituren der regierenden Herrscherhäuser. Der älteste Sohn erbte die väterlichen Rechte; der zweitgeborene (secundogenitus) wurde Geistlicher und erhielt ein Amt als Bischof oder Abt. Für Äbte wurden oftmals Adelsnachweise über mehrere Generationen hinweg verlangt. Über die Verteilung der Pfarrpfünde wachte der Landesherr als Patron (Eigenkirchentum), wobei er selbstverständlich die Angehörigen der eigenen Familie bevorzugte.

Dank ständiger Eroberungskriege und eines ausgeklügelten Steuersystems hatte sich das Papsttum im ausgehenden Mittelalter zur reichsten Finanzmacht Europas hochgeraubert. Papst Johannes XXII. (1316–1334) beispielsweise verbrauchte seine Einnahmen wie folgt: 63,7% für seine Kriege, 12,7% für Beamtengehälter, 7,16% für

Almosen, wozu auch kirchliche Neubauten und Mission zählten, 3,35% für Kleidung, 0,17% für Schmuck, 2,9% für Bauten, 2,5% für Küche und Keller, 4% für Freunde und Verwandte.²³

Ohne die bekannte bauernfeindliche Haltung Luthers zu erörtern, der – wie der gesamte ihm folgende Protestantismus – die bestehenden Klassenprivilegien religiös rechtfertigte, sei noch ein Blick geworfen auf die Position der Kirchen im kapitalistischen System des 19. Jahrhunderts.

Das unbeschreibliche Elend, das der Kapitalismus über die Massen brachte, kann hier nicht im Mindesten angemessen verdeutlicht werden. «1840 beträgt die durchschnittliche Lebensdauer der Arbeiter in Liverpool 15 Jahre. In Manchester sterben 57 v. H. der Arbeiterkinder vor dem fünften Jahr. Neun- bis Zehnjährige arbeiten nicht selten 24 und 36 Stunden ununterbrochen. Sie werden nachts an die Arbeit getrieben und mit Peitschen wachgehalten. Noch 1860 ersucht man in öffentlichen Eingaben um eine Beschränkung der Arbeitszeit auf 18 Stunden. Kinder von drei und vier Jahren stehen bei der Spitzenfabrikation auf Stühlen. In den Strohflechtereien haben sie oft weniger Platz als ein Hund in seiner Hütte. In den Bergwerken kriechen Vier- und Fünfjährige mit Männern und Frauen halbnackt und nackt, an Ketten hängend, durch die viel zu engen, warmen Stollen. Wer sich beklagt, wird entlassen und findet als ‹Gezeichneter› nirgends eine Beschäftigung. Die Toten fliegen in die Straßengräben und werden in Löchern und Morästen verscharrt. An ‹Bildung› erhielten diese Leute natürlich so gut wie nichts – ausgenommen Religionsunterricht.»²⁴

Proteste der Kirchen sind nicht bekannt. Das erste Gesetz in Deutschland, das Kindern unter neun Jahren die Arbeit in Fabriken verbot (1839), wurde charakteristischerweise auf Drängen der Militärbehörden erlassen, weil der körperlich untaugliche Zustand derjenigen Rekruten aufgefallen war, die vorher in der Industrie gearbeitet hatten.

Zaghafte und spärliche Versuche der Kirchen schließlich zu helfen. Sie klebten Pflaster, wo eine Operation erforderlich gewesen wäre. Appelle an die individuelle Gönnergesinnung der christlichen Junker und Fabrikherren rührten nicht an die Wurzel des Elends. Auch Gestalten wie Wichern und Ketteler orientierten sich an patriarchalischen Vorstellungen und speisten die Gequälten mit lächerlichen Almosen ab. Das infame System insgesamt galt wie immer als gottgewollt.

Und heute? Die Komplizenschaft zwischen Christentum und Kapitalismus hat sich strukturell nicht grundlegend verändert. Notdürftig verbindet die kirchliche Diakonie mit der linken Hand einige Wunden, die sie mit der rechten schlagen hilft, indem sie eine falsche Weltordnung ideologisch stützt. Während brave Gemeindeschwestern gutgläubig Spenden für die Aktion «Brot für die Welt» einsammeln, können derweil die US-Großkonzerne, deren Management durchweg aus Christen besteht, unangefochten ihre neokolonialistische Verelendungspolitik in der Dritten Welt betreiben – gedeckt durch kirchentreue Regierungschefs im Weißen Haus.

Wie konnte es der Kirche Jahrhunderte hindurch bis heute gelingen, die Rechtlosen einzulullen und den Unterdrückern ein gutes Gewissen zu verschaffen? Fassen wir abschließend das gesamte ideologische Instrumentarium zusammen.

Die Gotteslehre im engeren Sinne, das heißt namentlich die Schöpfungslehre, behauptet eine grundlegend gute Einrichtung dieser Welt. Trotz des Sündenfalls gilt, wie gebrochen auch immer, der Satz aus dem ersten Kapitel der Bibel: «Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut.» Der hieraus abgeleitete liturgische Aufruf an die Menschen, Gott unaufhörlich zu lobpreisen und ihm zu danken, dient dazu, die Misere in ihrem Leben pathetisch zu verschleiern.

*«Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, der dich auf Adlers Fittichen sicher geführet, der dich erhält, wie es dir selber gefällt; hast du nicht dieses verspüret?
Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet, der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet; in wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!»*

Der Mythos vom fürsorglichen Schöpferwalten Gottes – in der idealistischen Philosophie säkularisiert zum Gedanken, dass alles, was wirklich ist, auch gut sei, und heute verdünnt zum resignierten Glauben an eine «im letzten Grund heile Welt» (Bollnow) – vereidigt die Menschen auf das Bestehende. Wofür man dankbar zu sein hat, das kann man schwerlich kritisieren.

So wurden und werden konkrete gesellschaftliche Gewaltverhältnisse im Willen Gottes festgemacht – meist vermittelt bei den Katholiken durch eine Lehre vom Naturrecht («das ist von Natur aus so») oder bei den Protestanten durch eine Lehre von den Schöpfungsordnungen. Fast zwei Jahrtausende hindurch konnte beispielsweise

die Monarchie (Kaiser von Gottes Gnaden) oder die Sklaverei auf diese Weise religiös gerechtfertigt werden.

Brach und bricht trotzdem einmal die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrer Lage hervor (etwa anlässlich eines Krieges), so bietet der Schöpfungsglaube auch hier noch einen Ausweg. Wie salbadern dann die Theologen? «Gottes Gedanken sind unerforschlich, Seine Wege unergründlich. Wer darf sich vermessen, mit Ihm zu rechten? Du darfst nicht zweifeln, mein liebes Kind.» Jedem Aufbegehren und jeder Kritik kann so unfehlbar der Mund gestopft werden. Die meist nur zu gut erforschten Ursachen menschlicher Übel und Nöte werden mystifiziert, ihre Abschaffung wird hintertrieben.

Verstärkt wird diese Vernebelung durch die *Lehre von der Sünde*, nach der alle Missstände und Konflikte unter den Menschen eine Folge ihres Ungehorsams gegen Gottes heiliges Gebot sind. Was in Wirklichkeit weitgehend Ergebnis einer irrationalen Gesellschaftsordnung ist, die ihre Mitglieder verstümmelt, wird fälschlich den Opfern angelastet. Seit Adams Fall leben alle Menschen im Stande der Verderbtheit, im *status corruptionis*. Sie sind böse – wobei über den Grad der Bosheit die Konfessionen streiten – und müssen bestraft und in Schranken gehalten werden. Als Zuchtmittel hat Gott Unter- und Überordnung verhängt, aus der sich Obrigkeit und Sklaverei herleiten. Dieser Zustand währt bis zum Weltende und kann, eben weil das Böse in den Menschen selbst steckt, nicht aufgehoben werden. Alle derartigen Versuche gelten als Frevel und verdammungswürdige Schwärmerei.

So züchtet die sonntägliche Predigt, die Menschen seien nichtswürdige Sünder, innerlich unfreie und ängstliche Kreaturen: nützlich und verwertbar für die gesellschaftlichen Herrschaftseliten, die sich nur so lange erhalten können, wie die Menschen hilflos und ohne Selbstvertrauen bleiben.

Damit die Menschen unter keinen Umständen auf den Gedanken verfallen, ihre Geschichte bewusst in die eigene Hand zu nehmen und ihre schöpferischen Möglichkeiten zu entfalten, sagt ihnen die *Christologie* ausdrücklich, dass sie dazu von vornherein unfähig sind. Die entscheidenden Probleme des Lebens (das «Heil») können nicht aus menschlicher Kraft gelöst werden. Dazu bedarf es des Erlösers, den Gott aus lauter Gnade schickte.

Allerdings erlöst Jesus Christus nicht einfach aus materiellem Elend. Er bringt vermeintlich höhere Gaben mit sich und lässt soziale Gerechtigkeit und politische Freiheit als uneigentlich, als nur irdisch

oder fleischlich erkennen. Der in Christus Freigelassene kann getrost leiblicher Sklave bleiben.

Die Erlösung, an der die Menschen im Glauben teilhaben, muss in der Nachfolge Christi bewährt werden. Hier zeigt es sich, ob sie die Welt innerlich überwunden haben und willig ihr Kreuz auf sich nehmen. Die wahre Freiheit besteht gerade im demütigen Leidenkönnen. Wie kann man besser leben wollen als der Herr, der sogar als Unschuldiger litt, während wir unser Leiden vollauf verdient haben!?

Dass die christliche Dogmatik von A bis Z darauf angelegt ist, die Menschen im Zustand der Unmündigkeit zu halten, ergibt sich auch aus der *Gnadenlehre*. Der Mensch ist immer von Gottes Gnade abhängig, wie Christus im Johannesevangelium (15,5) sagt: «Ohne mich könnt ihr nichts tun.» Da diese Gnade nicht im luftleeren Raum begegnet, sondern nur in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, bedeutet sie notwendig eine Abhängigkeit von bestimmten Menschen: weshalb Könige und Kirchenfürsten mit «Euer Gnaden» angeredet zu werden pflegen.

Wer die Menschen als wesenhaft auf Gnade angewiesen denkt, denkt sie als rechtlos. Was ihre elementaren Bedürfnisse angeht, dürfen sie keine rechtlich einklagbaren Forderungen stellen. Mit zynischer Deutlichkeit schreibt Luther in der Erklärung zum ersten Glaubensartikel:

«Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat, samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält, dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter, mit aller Notdurft und Nahrung des Leibs und Lebens reichlich und täglich versorget, wider alle Fährlichkeit beschirmet und vor allem Übel behütet und bewahret, *und das alles* aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit *ohne all mein Verdienst und Würdigkeit.*»²⁵

Wer so denkt, liefert in der Realität die Menschen der Willkür ihrer Herrenbrüder aus. Der Begriff der Gnade ist das ideologische Produkt einer rechtlosen Gesellschaft.

Die gleichen Ergebnisse zeigt ein kurzer Blick auf die christliche *Anthropologie*. Die gesellschaftlich bedingte bisherige Ohnmacht der Menschen, ihre Bedürfnisse und Fähigkeiten selbständig und vernünftig zu organisieren, wird mystifiziert zum Glaubenssatz von der Geschöpflichkeit des Menschen. Welche Verhaltensnormen gebühren

einem Geschöpf? Demut, Dienstbereitschaft, Selbstpreisgabe, Opfersinn, Gehorsam, Geduld, Dankbarkeit, sich Gott ganz ausliefern, sich auf Gott und nicht auf die eigene Kraft verlassen, sich als Beschenkter verstehen, alle Wünsche dem Willen Gottes darbringen, gegen den Augenschein an Gottes Liebe und Treue glauben, Selbstvergessenheit. Alle diese «Tugenden» zielen darauf ab, Eigeninitiative, Zivilcourage und Emanzipationsdrang zu ersticken und als Hochmut vor Gott und den Menschen anzuschwärzen. Jahrhundertlang hat die kirchliche Predigt damit Untertanenmentalität, Minderwertigkeitsgefühle und Autoritarismus erzeugt und kultiviert. Folgerichtig werden die Mühseligen und Beladenen seliggepriesen statt aufgerufen, ihre Peiniger zu entmachten.

Alle diese Infamien werden schließlich in der *Eschatologie* noch einmal bekräftigt und mit den Siegeln der Ewigkeit ausgestattet. Allgemein hat die «Lehre von den letzten Dingen» zunächst die Funktion, das Leben der Menschen als nur irdisch, nur vorläufig und damit tendenziell als gleichgültig zu kennzeichnen. Christliche Existenz ist Existenz auf Abruf, da als die wahre Heimat der (wie immer verstandene) Himmel gilt.

Die Spielart des endzeitlichen Ausblicks, die wie Opium wirkt, hat Paulus im Römerbrief klassisch formuliert (8,18): «Denn ich halte dafür, daß die Leiden der jetzigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns geoffenbart werden soll.» Imaginäre jenseitige Güter sollen über jetzige reale Schmerzen und Versagungen hinwegtrösten. Indem das Verlangen nach Glück und Gerechtigkeit in den Himmel verlegt wird, ist das Fortbestehen von Unglück und Ungerechtigkeit auf Erden gerechtfertigt.

Sozialpsychologisch weit wirksamer indes hat sich die Drohung mit dem eschatologischen Knüppel aus dem Sack erwiesen. Während die Wunschprojektionen im Laufe der Theologiegeschichte aufs Ganze gesehen merkwürdig blass blieben und an ihre Erfüllung auch zu schwierige Bedingungen geknüpft waren («viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt»), spielte das Grauen der Hölle im Bewusstsein und Unterbewusstsein der Menschen eine viel größere Rolle. Das lag im Wesentlichen daran, dass die Vorstellung der Hölle nicht nur ein Phanatasiergebilde war, sondern auch aus der Erfahrung gegenwärtiger realer Erlebnisse mitgespeist wurde (etwa des barbarischen Justizwesens).

Was hat dieser kurze Gang durch wesentliche Themen der christlichen Dogmatik ergeben? Mit der christlichen Theologie lässt sich

Von der Unmöglichkeit, inhaltlich eindeutig und verbindlich zu bestimmen, was christlich ist

bequem jeder Schmerz, jede Entbehrung, jedes Unrecht begründen, verherrlichen oder verharmlosen. Der Sinn für Humanität wird abgestumpft: Menschenverachtung als Menschenwürde präsentiert.

Die blutige Verfolgung der Heiden²⁶

Das gesamte Neue Testament hallt wider von maßloser Aggressivität gegen alles, was von der christlichen Norm auch nur geringfügig abweicht. Modellhaft zeigt sich dieser Destruktionsdrang in dem bekannten Wort der Bergpredigt, wer zu seinem Bruder auch nur sage «du Narr», sei der Hölle mit ihrem Feuer verfallen (Matth. 5,22). Strafen werden angedroht, die sich selbst bei Anerkennung des Schuld-Sühne-Denkens in einem völligen Missverhältnis zum «Vergehen» befinden und nur als terroristisch bezeichnet werden können. Das Strafbedürfnis tobt sich aus im Rahmen der Gottesvorstellung, die – zusammen mit der Erwartung des Jüngsten Gerichtes – als der verlängerte Arm der eigenen Ohnmacht dient. Der Rachegeanke ist nirgendwo überwunden. Im Gegenteil. Der allmächtige große Bruder besorgt die Vernichtung der Feinde viel wirksamer. «Rächet euch nicht selbst, Geliebte, sondern gebt Raum dem Zorn (Gottes); denn es steht geschrieben: «Mir gehört die Rache, ich will vergelten», spricht der Herr.» So Paulus an die Römer (12,19).

Alle Worte, die Jesus in den Mund gelegt werden, setzen eine primitive Auffassung von Gerechtigkeit voraus, die die Menschen in gute und böse scheidet. Das bekannteste Beispiel für dieses Schwarzweiß-Klischee ist das Gleichnis vom Endgericht (Matth. 25,31–46). Die Menschheit wird wie Schafe und Böcke geschieden. Die gesegneten Schafe zur Rechten gehen ein in die ewige Herrlichkeit des Vaters. Die Böcke zur Linken fährt der Richter an: «Gehet hinweg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das mein Vater dem Teufel und seinen Engeln bereitet hat!»

Worauf sich die Jesus-Tradition zur Aufteilung der Menschheit stützt, ist das Verhältnis zu Christus.

«Denn wer sich meiner und meiner Worte schämt unter diesem abtrünnigen und sündhaften Geschlecht, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln» (Mark. 8,38).

1968: Der frisch gebackene Doktor der Theologie Joachim Kahl tritt aus der Kirche aus und veröffentlicht im Rowohlt Verlag DAS ELENDE DES CHRISTENTUMS. Das Buch des erst 27-Jährigen erlebt einen beispiellosen Erfolg, verkauft sich in kürzester Zeit über 100.000-mal und wird in vier Sprachen übersetzt. Es liefert die religionskritische Begleitmusik zur Studentenbewegung und trifft einen Nerv der Zeit. Die jetzt vorliegende dritte Auflage ist ergänzt um ein neues Vorwort und ein beachtenswertes Interview mit Kahl.

Dass Kahl schonungslos die Widersprüchlichkeiten von Kirche und Christentum aufzeigt, und dass er dies in einer wortgewaltigen und bildreichen Sprache tut, macht DAS ELENDE DES CHRISTENTUMS zu einem Klassiker der Religionskritik.

ISBN 978-3-8288-3365-4



€ 17,95 (D)

€ 18,50 (A)

www.tectum-verlag.de